

Unterhaltungs = Blatt.

Beilage

zur Preßburger = Zeitung No. 46.

Dienstag, den 13. Juni 1826.

Ueber die Verschiedenheit unserer Ansichten über dieselben Ge- genstände.

Die Verschiedenheit der Ansichten über dieselben Gegenstände kömmt im alltägigen Leben so häufig vor, daß man kaum glauben sollte, es gebe dennoch Menschen, welchen dieser Satz neu zu seyn scheine; und doch gibt es wenigstens Einzelne, welche höchst ungehalten sind, wenn man von ihren Meinungen abweicht, oder nach ihrem Wahn abzuweichen scheint. Diese müssen wahrscheinlich glauben, man müsse über alles so denken, wie sie, und nicht wissen, daß es, die mathematischen Wahrheiten ausgenommen, nur noch wenige Gegenstände gibt, die durch alle Menschen vollkommen gleich gedacht und vorgestellt werden. Die Mehrzahl der Objekte unsers Denkens gehört unter die vergleichbaren wegen irgend eines Verhältnisses, und alle diese bringen nach dem Maasstabe des Vergleichens verschiedene Ideen hervor. Was dem einen weiß ist, kann einem andern silberfarb oder aschenfarb scheinen; was dem einen groß vorkömmt, glaubt ein anderer klein nennen zu können; die Hitze des einen gilt einem andern kaum für mäßige Wärme; was dem einen schön

dünkt, glaubt ein anderer häßlich nennen zu müssen; Freygebigkeit des einen nennt ein anderer Verschwendung; Kargheit kluge Sparsamkeit; frechen Unsinn Wiß; und dieser Fälle kommen zu tausenden in jeder Stunde vor, die einem nur etwas aufmerksamen Beobachter gewiß nicht entgehen und oft, ihres auffallenden Wesens wegen, ein unwillkürliches Lächeln abnöthigen.

Unsere Ansichten beziehen sich übrigens zum Theil auf uns selbst, zum Theil auf unsere Nebenmenschen, zum Theil endlich auf andere Gegenstände der geistigen und physischen Welt. Die größte Verschiedenheit in den Ansichten herrscht über letztere Gegenstände; denn was uns selbst und andere betrifft: so müssen wir eingestehen, daß wir für uns selbst und alles, was irgend einen Bezug auf uns hat, größtentheils mehr eingenommen sind, als wir sollten. Alles ist schön, alles gut, alles fehlerfrei und tadellos, was wir thun; alles hingegen schlecht, fehlerhaft, tadelnswerth, was unsere Mitmenschen thun. So denkt wenigstens ein großer und vielleicht der größere Theil unserer Mitmenschen, der Mann von geistiger moralischer Bildung ausgenommen, der gerade an sich mehr zu verbessern findet, als an seinen Nebenmenschen, deren Schwächen er mit der größten Schonung zu behandeln pflegt.

Uebrigens gibt es Fälle, wo der gute, an Geist und Herz gebildete Mann es fühlen lassen darf: er stehe höher als andere. Horazens schöne Ode, in welcher dieser vortreffliche Geist sein Monumentum aere perennius aussprach, hat noch kein vernünftiger Mann getadelt. Kein heller Kopf schämte sich noch es Dpiken

dünkt, glaubt ein anderer häßlich nennen zu müssen; Freygebigkeit des einen nennt ein anderer Verschwendung; Kargheit kluge Sparsamkeit; frechen Unsinn Wiß; und dieser Fälle kommen zu tausenden in jeder Stunde vor, die einem nur etwas aufmerksamen Beobachter gewiß nicht entgehen und oft, ihres auffallenden Wesens wegen, ein unwillkürliches Lächeln abnöthigen.

Unsere Ansichten beziehen sich übrigens zum Theil auf uns selbst, zum Theil auf unsere Nebenmenschen, zum Theil endlich auf andere Gegenstände der geistigen und physischen Welt. Die größte Verschiedenheit in den Ansichten herrscht über letztere Gegenstände; denn was uns selbst und andere betrifft: so müssen wir eingestehen, daß wir für uns selbst und alles, was irgend einen Bezug auf uns hat, größtentheils mehr eingenommen sind, als wir sollten. Alles ist schön, alles gut, alles fehlerfrei und tadellos, was wir thun; alles hingegen schlecht, fehlerhaft, tadelnswerth, was unsere Mitmenschen thun. So denkt wenigstens ein großer und vielleicht der größte Theil unserer Mitmenschen, der Mann von geistiger moralischer Bildung ausgenommen, der gerade an sich mehr zu verbessern findet, als an seinen Nebenmenschen, deren Schwächen er mit der größten Schonung zu behandeln pflegt.

Uebrigens gibt es Fälle, wo der gute, an Geist und Herz gebildete Mann es fühlen lassen darf: er stehe höher als andere. Horazens schöne Ode, in welcher dieser vortreffliche Geist sein Monumentum aere perennius aussprach, hat noch kein vernünftiger Mann getadelt. Kein heller Kopf schämte sich noch es Spitzen

nachzusprechen, ja nebst Horazen auch andere Römer und Griechen, und nach diesen auch Franzosen, Italiener, Engländer und Deutsche seine Freunde, Lehrer und Begleiter zu nennen.

Unsere vorzüglichsten Schriftsteller bildeten sich auf diese Weise, wie sich die Römer in ihrem goldenen Zeitalter durch die Griechen bildeten; und ich zweifle, ob man auf einen einzigen ausgezeichnet guten Schriftsteller des In- und Auslandes stoßen werde, der nicht wenigstens bei einigen der Alten und Neuern über Stoff und Form Belehrung fand, und sich glücklich schätzen mußte, in mehreren Sprachen bewandert zu seyn. Unser vaterländische Philolog, unser würdige Nikolaus Revay hat diese Wahrheit, bei Aufzählung der Männer, die er im J. 1790 zu Gliedern der Akademie geeignet glaubte, ebenfalls anerkannt.

Wie reich an solchen Lesefrüchten waren einst Erasmus Roterodamus, Justus Lipsius, Michael Montaigne; wie reich später Montesquieu, Lessing, Wieland, Schiller u. s. w. — Doch von der Wahrheit der Aufschrift dieses Aufsatzes fest überzeugt, setze ich abermal: irre ich, so vergebe man mir, denn vorsetzlich gebe ich gewiß nicht Irrthum für Wahrheit, und wünsche übrigens einem zweiten Berichterstatter im ungrischen Parnasse, statt der gewöhnlichen Brille des Eigendünkels, einen tiefer dringenden Kopf und ein fehlerfreies Herz, damit er nichts übersehe, was diese wenigen Zeilen unmittelbar oder mittelbar enthalten (ein seichter Kopf sieht bloß auf die Buchstaben, Wörter und Sätze) und sich nichts hineindenke, an

das ich weder iyt noch je gedacht habe: der vaterländischen Sprache nämlich, der ich schon mehrmal mit Nachdruck das Wort sprach, nur im fernsten Sinne feind zu seyn. Mein Name erscheint nun hier unterzeichnet, damit nicht etwa in einem Wort zu seiner Zeit (Tud. Gyüjemény 1826. II. 90) abermahl aus den Anfangsbuchstaben nach Willkühr ein fremder Name entziffert und der vermeinte Verfasser mit Beleidigungen belästiget werde, wie es bei meinen Aufsätzen in Nro. 100 und 101 dieser Blätter von 1825 geschah, in welchen so gut als in allen übrigen größern und kleinern Schriften aus meiner Feder, z. B. in Nro. 34. 58. 85. und 88. des vorigen Jahrgangs d. Bl., in den vor 20 Jahren geschriebenen „Ursachen pflichtwidriger Handlungen“ und in der „Historia Tabulae Distr. Trans Danubianae“ Vaterlandsliebe mit der hievon unzertrennlichen Pflicht für König und Gesetze hervorleuchtet.

Franz v. Csergheö.

Naturhistorische Merkwürdigkeit.

Cheliches Leben unter den Bögeln.

Ein armer, vor Altersschwachheit darniedergedrückter, frommer katholischer Irländer, müde seinen Freunden zur Last zu fallen, ließ sich in eine Art Einsiedelei tragen, welche ehemals durch die Andacht der Völker, die dahin gingen, um den heiligen Michael anzurufen, berühmt war. Diese Kapelle befand sich auf einer einsamen Insel, welche von dem Lande nur durch eine kleine Meerenge getrennt, man in einer halben Stunde erreichen konnte. Diese Insel ist eigentlich nur ein großer, hoher Felsen; nahe an dessen Gipfel liegt

die Einsiedelei; ein wenig unterhalb der Thür ist eine Quelle süßen Wassers, welche, aus einer Stelle des Felsens hervorkommend, ein kleines Becken bildet, von wo sie sich klar und sprudelnd ins Meer stürzt.

In dieser Kapelle nun, welche man mit einigen Möbeln versehen hatte, erlangte der Kranke, dem man alle 3 bis 4 Tage Lebensmittel schickte, nach und nach seine Gesundheit wieder, obschon ihn keine Aerzte besuchten. Als er Kräfte genug hatte, sich bis zur Thüre zu schleppen, begab er sich öfters dahin, um frische Luft zu schöpfen, und eine der schönsten Ausichten der Welt zu genießen. Eines Tages bemerkte er auf der Höhe, nahe bei ihm, einen Adlerhorst. Das Weibchen brütete ihre Eier. Das Männchen flog des Morgens früh aus, und kam erst gegen Abend wieder, beladen mit Raub, wovon er reichlich seine Ehegenossin nährte. Dieser Anblick erfreute den Einsiedler und gewährte ihm Stoff zu Betrachtungen, die nicht zum Vortheil des Menschengeschlechts waren. Eines Morgens entdeckte er einen Weih, welcher, nachdem er einige Zeit in der Höhe der Wolken geschwebt hatte, sich ganz sachte auf das Nest niederließ. Das Adlerweibchen rührte sich nicht. Der Weih brachte den Tag bei ihm zu; gegen Abend flog er davon, und bald verlor man ihn aus dem Gesicht. Das Weibchen verließ das Nest zu gleicher Zeit, und nachdem es einige Zeit herumgeflogen war, kam es, sich auf den Rand des kleinen Wasserbeckens zu setzen, tauchte den Kopf zu verschiedenen Malen ins Wasser, und schüttelte sich, um das Wasser längs seinem Gefieder herabfließen zu lassen. Nach diesen Reinigungen erhob es sich,

flog einige Augenblicke herum, wie um sich an der Luft zu trocknen, und setzte sich wieder ganz ruhig auf ihre Eier. Diese Besuche und das darauf folgende Verfahren wurden mehrere Tage nach einander wiederholt.

Oberhalb der Quelle war ein breiter und flacher Stein. Unser Einsiedler, der nichts zu thun hatte, fiel auf den Gedanken, denselben auf das Becken zu legen, welches damit gänzlich zugedeckt wurde. Das Adlerweibchen kam des Abends wie gewöhnlich, machte erstaunende Anstrengungen, um den Stein wegzuheben, und da es seinen Zweck nicht erreichen konnte, so flog es davon, ohne sich gebadet zu haben.

Nun kommt der Adler nach Haus, beladen mit Beute, und übergibt sie nach seiner Gewohnheit dem Weibchen, aber einen Augenblick nachher versetzte er ihm Schnabel- und Klauenhiebe, und entfledert es auf eine schreckliche Art. Es erhebt sich in die Luft, der Adler verfolgt es; er greift es an, es vertheidigt sich; das Gefecht dauert bis in die Nacht, die sie beide zwingt in ihr Lager zurückzukehren. Am folgenden Morgen fliegt der Adler viel früher aus, als gewöhnlich, er erhebt sich sehr hoch, entfernt sich und verschwindet. Gegen Mittag kommt er zurück, in seinen Klauen den Kopf des Weibchens haltend. Er wirft ihn seinem Weibchen vor, und beobachtet es einige Zeit, wie wenn er sich an den Klagetönen und an der Frucht seiner Rache ergötzen wollte; hierauf nahm er seinen Flug und erschien niemals wieder. — Der Einsiedler fühlte, daß er durch seinen unglücklichen Einfall den Hausfrieden gestört hatte, als er das Adlerweibchen hinderte, seine

Toilette zu machen. Er glaubte sich daher verpflichtet, ihm von seinen Lebensmitteln mitzutheilen; so lebte es und erzog seine Jungen.

Originelle gereimte Bittschrift des französischen Leibgardisten Sanguin de Peronne an Ludwig XIV.

(Freu aus dem Französischen übersezt.)

Sire, wohl ziemt es mir, dem Diener, nicht
Forschend euren Gütern nachzufragen,
Doch wo Noth und Kummer sich ausspricht
Darf der Arme immer manches wagen. —
König! als ich schlaflos vor'ge Nacht,
Ueber meine Lage nachgedacht,
Nahm ich, laut Berechnung, wahr:
Daß die Güter jedes Jahr,
Hundert Millionen Thaler wohl euch tragen;
Dieß macht hundert Tausend jeden Tag,
Wohl berechnet, gar einen Betrag
Von vier tausend Thalern jede Stund;
Wahrlich Sire! ein seegenreicher Grund.
Mir hingegen hat des Donners Macht,
Graus, Verheerung nur in's Haus gebracht.
Darf verwegen ich die hohe Bitte wagen:
Daß, o Herr, bevor ich elend dahin sterbe,
Nur ein viertel Stündchen eurer Zeit ich erbe? —

Diese Bittschrift entwarf er in dem Vorzimmer des Königs, wo er eben die Wache hatte. Der Marschall Villeroy überraschte ihn dabei, und da ihm dieser Einfall gefiel, zeigte er die Supplik dem Könige, welcher den Soldaten rufen ließ und ihn im ernstesten Tone fragte: wer ihn mit seinen Einkünften bekannt gemacht habe? Der Soldat, nach einer kurzen Ver-

legenheit, antwortete: „der Ruf!“ — „Der Ruf hat nicht wahr geredet“ erwiederte der großmüthige Monarch, „ich habe noch mehr!“ Und Ludwig ließ ihm die Summe doppelt auszahlen. — E. Alschuhl.

Historische Anekdote.

Blanka von Castilien, Wittwe Königs Ludwig VIII. und Mutter Königs Ludwig IX. (des Heiligen), berühmt durch Schönheit, Muth und Politik, verband mit diesen Eigenschaften Fehler, die ihren Nachruhm geschmälert haben. Sie war auffahrend, gebieterisch und sehr eifersüchtig auf ihre Gewalt; dabei ungerecht und selbst grausam gegen Margarethe von Provence, die Gemahlin ihres Sohns. Es ist fast ungläublich, wie sehr sie diese eben so sanfte als tugendhafte Prinzessin gequält hat. Sie mißbrauchte ihren Einfluß und ihr Ansehen über den jungen König so sehr, daß sie ihm strenge verbot, mit seiner Gemahlin allein zu seyn und sich die unschuldigsten Liebkosungen mit ihr zu gestatten. Auf Reisen, und in Paris, wußte die Königin Mutter es immer so einzurichten, daß ihr Sohn und ihre Schwiegertochter nie zusammen wohnten. — Eines Tages, als der Hof sich in Pontoise aufhielt, fand sich's, daß des Königs Zimmer gerade ein Stock höher lagen, als die der Königin. Um sich das Vergnügen zu verschaffen, seine Gemahlin zu besuchen, ohne daß seine Mutter darum wisse, erfand er ein sonderbares Mittel. Es wurde mit den Huissiers de Salle (Kämmerieren) verabredet, so oft der König die Königin, oder die Königin den König zu sprechen wünschte, 3 Mal an die Thür zu pochen, und das Zeichen zu wiederholen, so oft die Königin Mutter die Absicht habe, einen von Beiden zu besuchen. Diese List blieb vor Letzterer nicht verborgen. Sie trat einst unvermuthet in das Zimmer der jungen Königin. Ludwig, der eben bei ihr war, suchte sich hinter ihrem großen Fischbeinrock zu verbergen; allein sie bemerkte ihn bald, um so mehr, da sie erfahren hatte, daß er da sei, zog ihn bei der Hand hervor und führte ihn mit den Worten ab: „Komm mit mir, Du hast hier nichts zu thun!“